

Wohltemperierte Ökumene

Versuch einer Zwischenbilanz der ökumenischen Beziehungen in der Schweiz

Wer nur einen flüchtigen Blick auf die Schweiz mit ihren beiden großen Konfessionsgruppen wirft, den römischen Katholiken und den evangelisch-reformierten Gruppen – sie zählen beide je um 3 Millionen Glieder –, wird vielleicht überrascht sein zu hören, daß wir es mit 25 verschiedenen reformierten „Kirchentümern“, mit sieben katholischen Diözesen, mit einer christ-katholischen Kirche, die zur Utrechter Union gehört, mit einer evangelisch-methodistischen Kirche des „Genfer Sprengels“ der amerikanischen Mutterkirche, mit etlichen baptistischen Gemeinden, mit freien evangelischen Gemeinden, Mennoniten, Pfingstlern, der Heilsarmee, dann mit lokalen Gemeinden der lutherischen Kirche, der Anglikaner und Orthodoxen zu tun haben. Die Palette ist nicht neu. Bemerkenswert ist jedoch, daß die beiden großen Konfessionen in sich selber zum Teil recht bedeutsame Unterschiede, ja Trennungen aufweisen.

Ökumene beginnt zu Hause

Kirche findet ihren konkreten Ausdruck in der einzelnen Gemeinde. Dazu noch in gewissem Maße in der eigenen Landeskirche. Das ist die weitverbreitete Überzeugung vieler Gemeinden und ihrer Verantwortlichen. Reformatorische Betonung der Verantwortung des Volkes Gottes für seinen jeweiligen Lebensbereich, der im ganzen hauptsächlich den eigenen Staat ausmacht, verbindet sich mit der politischen Verwurzelung in der einzelnen Gemeinde, dem Dorf und der Stadt, vielleicht noch der Talschaft. Ökumene bedeutete für unsere Kirchen immer schon, daß erwartet wird, wir sollten über diesen Kreis des Überschaubaren, des unmittelbar Heimatlichen hinaussehen auf eine weitere Gemeinschaft. Das hieß lange Zeit hindurch Selbstüberwindung in der Zuwendung zur kleinen Minderheit jener, die einen anderen Stil protestantischer Frömmigkeit pflegen und darum als fremd auffallen. Im Rahmen der Evangelischen Allianz fand solche Begegnung als eine der frühesten Formen ökumenischer Beziehung statt. Doch traf das ja nur Gleichgesinnte und brauchte keine offizielle Verbindlichkeit. Bis heute ist darum die Allianz an vielen Orten vornehmlich der Begegnungsort der Evangelikalen, Glieder von Freikirchen oder von Gemeinschaften geblieben. Die Kirchen konnten nicht einmal über die Mission direkte und lebendige ökumenische Weite erleben: die Aufgabe in der ganzen Welt wurde erst im Zuge der modernen ökumenischen Bewegung – seit Neu-Delhi 1961 – immer intensiver und selbstverständlicher ein Teil des kirchlichen Auftrages und Bewußtseins.

Kein Wunder, daß ökumenische Bewegung bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts hinein ab und zu die Frage aufwarf, ob denn nicht zuerst eine echtere

Einheit der reformierten Kirchen im ganzen Land anzusteuern wäre. Die Schaffung eines Kirchenbundes – des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes – kam nicht zuletzt unter dem Eindruck des nordamerikanischen Vorbildes zustande. Die mit einem Male immer häufigeren und anerkannterweise dringlich nötigen Beziehungen zu den Kirchen anderer Länder machten es nötig, eine gemeinsame Vertretung zu schaffen. Weil in der Schweiz Kirchenfragen ganz spezifisch Fragen der einzelnen Kantone sind, fehlte die nationale Arbeitsebene. Daß in einem bestimmten Moment die evangelisch-methodistische Kirche Mitglied dieses Kirchenbundes wurde, gab ihm einen eigenartigen zwitterhaften Charakter und teilte ihm erst recht noch ein zusätzliches Maß an innerer Unverbindlichkeit mit: der Bund ist die Stimme der reformierten Mitgliedskirchen, zugleich aber ein ökumenisches Gremium, weil eine nicht-reformierte Kirche Mitglied ist! Man hatte damit die Andeutung einer gemeinsamen schweizerischen Kirchenleitung abgewehrt, zugleich aber die Frage nach der Einheit durch das Vereinsrecht – man ist Verein von gleichberechtigten Mitgliedern – weggeschoben: was liegt schon für eine Herausforderung in den 30 000 Methodisten, von denen ein großer Teil nach wie vor sich als Mitglied der reformierten Landeskirchen führen lassen und dort Kirchensteuern bezahlen?

Das Selbstverständnis der Schweizer Protestanten ist von Hause aus, von der eigenen soziologischen Wirklichkeit ihrer Gemeinde her nicht auf Ökumene hin geöffnet. Jeder weiß sich eins mit den reformierten Mitchristen, trotz aller theologischen Meinungsunterschiede und sozialen Verschiedenheiten. Durch lange Jahrzehnte hindurch hatte man gelernt, auch die katholischen Mitbürger zu tolerieren, nachdem Bürgerkriege im 18. und 19. Jahrhundert diese konfessionellen Fronten hatten zum Aufflammen bringen können. Katholiken und Protestanten lebten mehr schiedlich als friedlich, mit großer Distanz zusammen. Man sprach übereinander, aber nicht miteinander. Mischehen, Übertritte (der Volksmund sprach von „Umtaufe“), politische Rivalitäten, Angst vor Übergriffen und Übervorteilungen waren immer wieder virulent werdende Gegensätze.

Die ökumenische Frage gab es für die meisten Leute überhaupt nicht. Die Trennung war unerschütterliches Faktum. Eine Veränderung stand nicht in Aussicht.

Ökumenischer Ernstfall ohne Vorbereitung

Das Vaticanum II stellte für die schweizerischen Kirchgemeinden in aller Breite und aller Tiefe die Frage nach der Wirklichkeit des Volkes Gottes und nach dem Selbstverständnis der konfessionellen Kirchen. Die intensive demographische Durchmischung der Bevölkerung – vor allem in den industriellen Siedlungsgebieten – verbot jegliche Segregation der Konfessionen. Konfessionsverschiedene Ehen nahmen rasch an Zahl zu. Im politischen Gemeinwesen war man auch außerhalb der Arbeitswelt voneinander abhängig. Nun gingen die Kirchen in ihren Repräsentanten also auch nicht mehr aneinander vorbei. Sie fingen den Dialog in aller Öffentlichkeit an.

Alles Selbstverständnis, das auf dem Anderssein der rivalisierenden Glaubensgemeinschaften beruhte, erwies sich als ungenügend. Die Mischehenfrage hörte auf, Zankapfel zu sein (Richtlinien der Schweizerischen Bischofskonfe-

renz zu „Matrimonia mixta“ von 1970). Die Taufe der Kirchen wurde gegenseitig anerkannt (Übereinkunft in der gegenseitigen Anerkennung der Taufe von 1973). Dialogkommissionen erörterten offen die Probleme in bilateralem Gespräch. Volle Anerkennung wurde in vielen Gesprächen praktiziert. Es fehlte nicht an gemeinsamen Gottesdiensten, nicht an Darlegungen durch Schriften, Vorträge, Tagungen. Ein großer Bedarf an Kennenlernen war aufzuholen. Es blieb der Abendmahlstisch. Die Diskussionen darüber wurden ganz offiziell geführt und ergaben ein höchst interessantes Papier: christkatholische, römisch-katholische und reformierte Kirchenverantwortliche gaben uns zu bedenken, ob wir nicht den Schritt zu einer eucharistischen Gastfreundschaft tun könnten („Für ein gemeinsames eucharistisches Zeugnis der Kirchen“, 1973). An vielen Orten hatte man den Schritt längst gern gemacht, nicht ganz legal, aber für die Teilnehmer – meistens waren es Leute aus der jüngeren Generation – völlig legitim. Das entsprach dem Volk Gottes, wie sie es erlebt hatten.

Rasant war es gegangen. Vertrauen war gewachsen. In den allermeisten Aufgaben und Fragestellungen sahen sich alle in der gleichen Situation. Die nicht-römischen Vertreter an der umfassenden Besinnung der Schweizer Katholiken – Synode 1972 – durften überall mitreden, mitgestalten, ja mitformulieren. Sie waren ernst genommen als Teil des Volkes Gottes.

Nicht anders als anderswo fühlen wir uns heute ernüchtert, und wir fürchten, es könnte alles im neuen Zustande eingefroren werden. Vielleicht war es zu schnell gegangen. Vielleicht hatten wir zu viel auf zu kurze Frist erwartet. Heute stehen kaum mehr neue spektakuläre Schritte in Aussicht.

Wider den Defaitismus

Es ist aber nicht zu unterschätzen, was bis jetzt erreicht worden ist. Katholiken und Protestanten haben die Möglichkeit, überall umfassende Zusammenarbeit in die Hand zu nehmen, ohne dabei ihre Eigenheit zu verlieren. Sie haben gelernt, daß die Konfessionen Chancen sind, wenn sie die grundlegende Einheit immer auch zum Ausdruck bringen.

Reformierte Tradition und katholische Glaubenswirklichkeit erscheinen manchen von uns heute als komplementär, nicht als prinzipiell gegensätzlich. Die Reformationsgeschichte wird weithin neu gelesen, und in neuer Weise wird ihr Erbe als gemeinsames Erbe respektiert (frühes Signal war des Luzerners Hans Küng Dissertation bei Karl Barth, in der er die reformatorische Gnadenlehre als tridentinisch aufzeigte – also einen Hauptstreitpunkt der Konfessionen als gegenstandslos darlegte). Diese Suche nach gemeinsamen Arbeitsformen schuf sich ihre Instrumente: eine Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen der Schweiz, die vor allem von Mitgliedern der kirchenleitenden Organe von christkatholischer, evangelisch-methodistischer, baptistischer, reformierter, römisch-katholischer und lutherischer Kirche besetzt ist. Von ihr wurde ein wichtiges Dokumentarwerk über die Beziehungen von Kirche und Staat publiziert, neuestens ein Konzept für ökumenische Arbeit in den Gemeinden.

Entsprechend dazu haben sich Arbeitsgemeinschaften der Kirchen aus frühen Arbeitskomitees heraus in einzelnen Kantonen und Ortschaften gebildet. Auf allen Ebenen findet ein erstaunlich offener Austausch von Informationen und

das Einüben des Hörens und Vertrauens in einer von anderen Konfessionen mitgeprägten Atmosphäre statt. Von der Regelung von praktischen Fragen (Benutzung von Räumlichkeiten, Mischehen-Trauung, Mischehen-Seelsorge, aber auch gemeinsame Aktionen der Begegnung, Besuche, Kontakte mit außenstehenden Gruppen, aber auch allerlei soziale Dienste) bis zur Erörterung theologischer Grundlagen der ökumenischen Bewegung erstreckt sich der Aufgabenbereich. Immer wieder sind ökumenische Gottesdienste wesentliche Zeichen für die Fundierung aller kirchlichen Zusammenarbeit. Sie sind vor allem in der Einheitswoche im Januar an vielen Orten bereits Routine.

Bemerkenswert ist eine ganz neue Entwicklung unter etlichen Evangelikalen. Ökumene war und ist für nicht wenige von ihnen höchst suspekt. Sie scheuten vor jeglichem Kontakt mit der römischen Kirche zurück. Neuerdings zeigte es sich, daß da und dort in diesen Kreisen größere Offenheit sich Geltung verschafft. Da und dort löst sich eine Verkrampfung. Man fängt an, aufeinander zu hören. Seit über 15 Jahren versucht eine Arbeitsgruppe „Allianz-Ökumene“, das Gespräch in Gang zu halten und Vertrauen zu bauen. Hier haben Katholiken die für sie unbekannte Welt der konservativen Evangelikalen entdeckt.

Ökumenischer Rat: regt viele an, regt manche auf

Die ökumenische alltägliche Wirklichkeit stellt für uns alle sicher das Miteinander von katholischer und evangelischer Kirche dar. Der Ökumenische Rat der Kirchen hat noch nicht oft seinen Platz im Herz der Gemeinden. Gewiß, in jeder allgemeinen Information pflegt man ihn zuoberst im Schema zu nennen. Aber Genf ist für uns eben weit weg!

Es war von allem Anfang her so. U. P. Forster zeigt das deutlich genug in seiner Arbeit „Kirchen auf dem Weg zur Kirche. Die Auseinandersetzung um den Beitritt des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zum Ökumenischen Rat der Kirchen.“ Ein paar wenige einflußreiche Leute setzten diesen Beschluß in den Tagen des französischen Zusammenbruchs 1940 durch. Es sollte ein Zeichen der Hoffnung und des Widerstandes sein!

Anliegen und Programme des Ökumenischen Rates der Kirchen brauchten immer viel Übersetzung und immer neue Lernschritte, bis sich Kirchen seine Anregungen gefallen ließen. Die paar Delegierten an ökumenischen Versammlungen mußten es sich große Mühe und zusätzliche Arbeit kosten lassen, wenn sie auch nur einige wenige Einsichten weitergeben wollten. Die Schweiz stellte eine ganze Reihe von ökumenischen Pionieren wie Alphons Koechlin, Adolf Keller, Ferdinand Sigg. Einigermaßen erstaunlich bleibt aber, daß es ihnen so wenig gelang, eine breitere Schicht von Kirchengliedern und Gemeinden in die ökumenische Bewegung einzuführen. Gewiß, allerlei Impulse wurden aufgenommen: Laienarbeit, Integration der Mission in die Kirche, Entwicklungsverantwortung der Kirchen. Aber es blieb bei einer recht kleinen Zahl von Leuten, die mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen und seinen Arbeitsgruppen in regelmäßigem Kontakt standen.

Diese Distanz hörte anfangs der 70er Jahre mit einem Mal auf. Der Konflikt um das Programm zur Bekämpfung des Rassismus brachte den Ökumenischen Rat der Kirchen in die politischen Kontroversen der Massenmedien. In den

Kirchen wurde die nicht leichte Bewußtseinsbildung in die Frage der Mitverantwortung für die Entwicklung der Dritten Welt einbezogen. Die gezielte Parteinahme für die Freiheitsbewegungen in der Dritten Welt und die betonte Zurückhaltung in den Äußerungen zur schwierigen Lage von Kirchen in totalitär verwalteten Ländern führte zu großen Spannungen innerhalb der Kirchen. Das Resultat scheint folgendes zu sein: in den Kirchen scheint die Mitverantwortung für die Menschen der Dritten Welt bei den aktiven Kirchengliedern recht gut verwurzelt zu sein. Diese Leute wissen auch um die Motive und die Ziele des Ökumenischen Rates der Kirchen. Eine nicht kleine Zahl von Kirchenleuten suchen indes entschlossen nach einem breiteren Engagement für die Menschenrechte in der ganzen Welt. So wurde ein eigenes Menschenrechtsprogramm als Korrektiv dessen, was der Ökumenische Rat der Kirchen in seinem Kampf gegen den Rassismus unternimmt, begründet. Übrigens unter Mitwirkung der katholischen Kirche!

In den Kreisen der Fundamentalisten und von Evangelikalen wird natürlich nach wie vor Ökumene als Abfall und als bloße politische Aktivität der Kirche in Verruf gebracht. Die ökumenische Bewegung, wie sie im Ökumenischen Rat sich manifestiert, ist im Moment zu einem Faktor geworden, an dem sich die Gemüter scheiden. Ob solche Auseinandersetzung jeweils sachgemäß und in informierten Urteilen geschieht, ist schwer auszumachen. Daß wir kein eigenes Arbeitsinstrument haben, das die Anliegen des Ökumenischen Rates der Kirchen bei uns vertreten und in verstehbare Formen umsetzen kann, wirkt als empfindlicher Mangel.

Ökumene wohin?

Für viele jüngere Leute ist Ökumene im Sinne des Zusammengehörens der Christen überhaupt kein Problem mehr. Problem ist nur, daß die Kirchenorganisationen sich sträuben und ihre Traditionen je für sich aufrecht erhalten wollen. Eine Bewegung wie diejenige von Erzbischof Lefèbvre in Ecône/Schweiz hat zwar keine große Anhängerschaft, aber sie wirkt retardierend. Die Drohung mit dem Schisma ist wirkungsvoll. Aber lähmender ist die fehlende Aussicht auf irgendwelche neuen Schritte. Wenn Protestanten und Katholiken so ängstlich nach ihrer Identität suchen und diese vor allem traditionell begründen, dann tritt die ökumenische Bewegung auf der Stelle. Viele Junge suchen sich in Taizé Impulse, weil dort der gemeinsame Schritt in die unabsehbaren Probleme der Welt offenbar getan wird, ohne daß man sich in Beschuldigungen und revolutionärem Gerede ergeht.

Nicht zu übersehen sind mutige Versuche einzelner Gemeinden, ihrer ökumenischen Alltagserfahrung Ausdruck zu geben. Sie meiden die Publizität, aber sie erfahren eine große Bereicherung durch die Gemeinsamkeit. Die ersten gemeinsamen Kirchen und Gemeindezentren sind gebaut oder geplant. Weil sie aus der gelebten Ökumene herauswachsen, geschieht hier Kirche. Mischehen-seelsorge wird an die Hand genommen. Die jetzt anlaufenden Diskussionen über die Beziehungen zwischen Kirchen und Staat führen zu gemeinsamer Besinnung auf die Aufgabe der Kirche.

Etliche Symptome legen mir nahe zu vermuten, daß die Gemeinsamkeit in der Bemühung um die Grundlagen des Glaubens, um Bibelarbeit, religiöse Kin-

dererziehung und Unterricht dem Christentum insgesamt entscheidende Hilfe zum Weiterleben geben wird. Hier werden wir aufeinander angewiesen bleiben, und hier könnten die allerwichtigsten Aufgaben der Zusammenarbeit liegen. Es wäre denkbar, daß wir die neuen Formen des Volkes Gottes in unseren Städten und Dörfern finden werden. Erfahrungen in vielen Formen ökumenischer Erwachsenenbildung sind durchaus ermutigend; seien sie nun mehr auf Lebensfragen ausgerichtet (Bern) oder auf tiefergehende theologische Bildung (Genf).

Weil viele Kirchenleute es kaum spüren, wie wir Christen jeder Schattierung aufeinander angewiesen sind – und das wegen unseres eigenen Ungenügens, unserer Einseitigkeit und Voreingenommenheit, aber auch um der Glaubwürdigkeit nach außen willen –, darum meiden so viele Leute nach wie vor die ökumenischen Begegnungen oder flüchten sich in die alten Fronten. Sie sind letztlich sich selbst genug und trauen es Gottes Wirklichkeit nicht zu, daß sie sich auf mannigfaltige Weise in verschiedenen Zeiten und Traditionen Geltung verschaffen kann. Sie trauen es sich auch nicht zu, daß sie innerhalb dieser Gemeinschaft des Christentums anderen Traditionen durchaus auch kritische Anfragen stellen können, ohne solche Gemeinschaft zu gefährden.

An sehr praktischen Gelegenheiten dazu fehlt es nicht: in allerlei öffentlichen Ereignissen sind die Kirchen alle miteinander vertreten und müssen sich absprechen, wie sie auftreten. Werden sie eines Tages anfangen, Ökumene so zu leben, daß nicht mehr alle einzeln auftreten, sondern daß sie einander in aller Form vertreten, ja daß wir einander in Mischehentrauungen, in der Taufe, im Abendmahl/Eucharistie gegenseitig gültig vertreten?

Wir haben in der Schweiz die Stellung der Ausländer in unseren Kirchen nicht befriedigend gelöst, weil wir es in der Gesellschaft ja auch nicht gelöst haben. Wir haben Pfarrer aus fast allen Kontinenten in Ämtern unserer Kirchen. Aber sie haben manchmal kein Stimmrecht – in der Kirche! Ausländer haben manchmal eigene Gemeinden aus sprachlichen Gründen, aber das zwingt sie in ein Ghetto. Hübsch ist das Beispiel aus Bern, wo eine katholische Kirche regelmäßig einen „Gottesdienst für Tessiner“ anschreibt: also in italienischer Sprache, aber nur für Schweizer! Hier wirken sich vor allem kulturelle Unterschiede aus, aber das eine Volk Gottes zeigt sich hier kaum.

Es wird darum gehen, daß wir alle miteinander – Katholiken, Protestanten, Ökumene und Allianz – die missionarische Aufgabe aufnehmen: Sei es im Zeugnis, in der Begegnung mit der biblischen Botschaft, sei es im Dienst an den Mitmenschen, aus dem die Liebe Christi sich fühlbar macht.

Ökumene heißt für uns, miteinander Kirche Christi zu werden je an unserem Ort. Wenn wir uns dazu brauchen lassen und weiterhoffen, wird Ökumene eine Zukunft haben.

Eduard Wildbolz

LITERATUR

U. P. Forster, „Kirchen auf dem Weg zur Kirche“. Die Auseinandersetzung um den Beitritt des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zum Ökumenischen Rat der Kirchen, Zürich 1972.

Hans Küng, „Rechtfertigung“. Die Lehre Karl Barths und ein katholisches Besinnung, Einsiedeln 1957.

„How Can Unity Be Achieved?“ Faith and Order Paper 1975, Ecumenical Case Studies, Switzerland, pp. 22–29, Geneva 1975.

Richtlinien der Schweizerischen Bischofskonferenz zu „Matrimonia mixta“, 1970.

„Zur Frage der Taufe heute“. Studiendokument der ökumenischen Gesprächskommissionen der Schweiz. Schweiz. Evangelischer Kirchenbund 1971. Schweiz. Kirchenzeitung 141/1973 Nr. 30, S. 456–469.

Als Anhang zu dieser Broschüre:

Übereinkunft in gegenseitiger Anerkennung der Taufe vom 5. 7. 1973. Schweiz. Evangelischer Kirchenbund 1973. Schweiz. Kirchenzeitung 141/1973 Nr. 30, S. 471.

„Für ein gemeinsames eucharistisches Zeugnis der Kirchen“, Arbeitsdokument der ökumenischen Gesprächskommissionen der Schweiz. Schweiz. Evangelischer Kirchenbund 1973. Schweiz. Kirchenzeitung 141/1973 Nr. 41, S. 629–638.